

(Nachdruck verboten.)

5] Im Namen des Gesetzes.

Von Hans Hyan.

Ella war plötzlich nicht mehr dieselbe. Sie glaubte das, was sie sagte, am Ende wohl selbst nicht, aber es brachte ihr momentan eine Erleichterung, auf die Kreise zu schimpfen, in denen sie doch so brennend gerne festen Fuß gefaßt hätte.

Hätte sie das belustigte Lächeln um Martin Zanders, vom schwarzen Schnurrbart schlecht verdeckte dicke Lippen gesehen, so wäre sie vielleicht doch stutzig geworden. So schwadronierte sie noch ein Weilchen weiter, bis Zander sie fragte:

„Werden Sie ihm denn nun abschreiben, Ihrem bisherigen Bräutigam, Fräulein Ella?“

Die Blonde schwieg. Diese Frage kam ihr zu unerwartet. Und der Anwalt, der auf keinen Fall eine peinliche Empfindung in ihr aufkommen lassen wollte, die gegen ihn selbst gerichtet war, setzte rasch hinzu:

„Das heißt, ich meine, Herr von Gabborn hat Ihnen ja eigentlich gar nichts getan . . . nur daß er diesen häßlichen Verdacht gegen Sie hegt und ihn sofort vor allen Leuten ausgesprochen hat . . .“

„Ja,“ sagte Ella tiefaufatmend, „ja, ich schreibe ihm ab! . . . Was hab' ich denn davon?! . . . bloß lauter Unannehmlichkeiten! Weiter gar nichts! Schon dadurch, daß wir uns immer so spät treffen, und daß ich dann solange fortbleiben muß. Das ist doch natürlich nicht angenehm, schon wegen meine Eltern . . . um 'n nächsten Morjen bin ich immer wie zerschlagen! Unserena muß doch arbeiten und kann nich den ganzen Vormittag ins Bett liegen! . . .“

Es war, als wenn jetzt, wo sie sich auch innerlich von diesen Leuten schied, ihre Manieren, ihre Sprache vulgärer wurden. Der Rechtsanwalt bemerkte das wohl, es störte ihn auch, aber er ließ es sich nicht merken.

„Dann lieben Sie ihn wohl auch nicht mehr . . . Herrn von Gabborn, meine ich? . . .“

„Lieben?“ Sie lachte fast freivol auf.

„Gott, was heißt denn heutzutage lieben! . . . Da kommt irgendeina uff de Straße oda sonstwo, der spricht ein' anl Na, un jefällt er einen nu, denn is gut, un jefällt er einen nich, dann wart' man, bis 'n anderer kommt, der ein' beßa zusagt! . . . Ich, wissen Se, Herr Rechtsanwalt, ich könnte jeden Tag zehn Bekanntschaften machen, so oft wird man angequatscht! . . .“

Ella hatte vor diesem Mann, der da an ihrer Seite saß und der, wie sie wohl wußte, hauptsächlich seines Reichthums wegen in jenen Kreisen geduldet wurde, lange nicht den Respekt wie etwa vor Kurt von Solfershausen — darum ließ sie sich jetzt absichtlich gehen. Daß sie so diesem klugen und gewissenlosen Menschen deutlich das Babanquespiel ihres jungen Lebens zeigte — das lag freilich nicht in ihrer Absicht.

Und zuletzt kam ihr wohl auch die Erkenntnis, sie sei zu weit gegangen in ihrer Selbstentwürdigung. Sie lehnte eine Weile schweigend in den Polstern des dunklen Coupés, in dessen geschliffene Fenster die Straßenlaternen ihre mattglühenden Lichter hineinwarfen, und sagte plötzlich mit weicher Stimme:

„Das heißt, lieb gehabt hab ich 'n doch! . . . Sonst tut man das ja nicht, nich wahr, das könn' Se sich doch denken, Herr Doktor! . . . Aber sehen Sie mal, ich kann nich lieben, wenn ich nich wieder geliebt wer'! . . . Solange einer mich lieb hat, hab' ich 'n auch lieb und bin ihm auch treu, aber . . .“

„Aber?“ sagte Zander und hielt sie fest mit seiner lächelnden Stimme, „wenn er Ihnen Anlaß zur Unzufriedenheit gibt, dann . . . dann sind Sie auch der Meinung, Sie können tun und lassen, was Sie wollen! . . .“

Er nahm ihr die Erwiderung abermals von den Lippen: „Und da sind Sie auch vollständig in Ihrem Recht: liabt er Sie nicht mehr, dann ist er Ihnen auch nicht mehr treu, wenn er's überhaupt jemals gewesen ist . . .“

„Ja, zuerst war er's!“

„Nun schön! . . . aber jetzt, wo er's nicht mehr ist, da tun Sie eben auch, was Ihnen beliebt, das ist nicht mehr wie recht und billig . . .“

„Nein, das heißt . . . ich . . . wollte Ella antworten, da hielt das Auto.

„Wie schade!“ meinte Zander.

Aber Ella reichte ihm die Hand und sprang, sich bedankend, heraus.

„Ach, mein Vater ist noch auf!“ sagte sie draußen, und er hörte den Schreck in ihrer Stimme.

Wie er sich dann aus dem Schlage beugte, sah er oben im vierten Stock des kasernenartig gebauten Hauses ein offenes und erleuchtetes Fenster, aus dem sich ein Mann beugte.

Er wollte der Blonden noch etwas zurufen, aber diese, wohl aus Scham, daß der Rechtsanwalt ihre Angst bemerkt haben könnte, verschwand schon im Gausflur . . .

3.

Ella schloß oben auf der dunklen Treppe leise, wie sie sich das bei ihren nächtlichen Exkursionen längst angewöhnt hatte, die Entreetür auf. Als ob sie ihn damit hätte täuschen können! Diesen Vater, der sie wütend erwartete! Und der doppelt ergrimmt war, weil seine Tochter herumwummelte, während er gezwungen war, zu Hause zu sitzen und sich zu langweilen! . . .

Sie war noch nicht einmal richtig im Korridor, da hatte sie schon die erste Maulschelle von der väterlichen Hand, die sie taumeln ließ.

„Manu!“ schrie sie auf, „was heißt denn das?! . . .“

„Was das heißt?! . . . Was das heißt?! . . .“ Der Buchbindermeister trieb sein Kind mit einem wahren Hagel von Prüfen und Schlägen vor sich her bis ins Zimmer hinein.

„Ich will Dir zeigen, was das heißt, Du Saustück, Du! . . . Dir will ich's zeigen! . . . Da, da! . . . Du Hure! Du Straßenfrauzimmer! Du Mensch, Du! . . .“ Er schlug unablässig auf sie ein, „Dir wer' ich! . . . Mit'n Auto ankommen, nachts um ein Uhr! . . . Mit wen hast'n Dich rumjetrieben, Du Was? . . . Mit was für'n Kerl, was? . . . Du! . . . Du! . . .“

Er hatte sie bei ihrem langen, lichtblonden Haar gepackt, das sich gelöst hatte, und während er sie mit seinen gemeinen Schimpfworten überschüttete und immer noch gemeinere hervorbrachte, warf er die halb Bewußtlose, deren Arme haltlos in der Luft herumflogen, aufs Sofa, um sie dann wieder emporzureißen und weiter mit ihr umherzutoben.

Seine Frau, die schon zweimal versucht hatte, ihm Ella zu entreißen, und die jedesmal, von einem rücksichtslosen Stoß getroffen, zur Seite geflogen war, hing sich jetzt so fest an ihn, daß er das Mädchen loslassen mußte.

Das Mädchen, mit zerrirrtem Haar, dessen lichte Strähnen in ihr todblaßes Gesicht fielen, mit zerrissener Bluse und peifendem Atem, vergoß doch nicht eine Träne. Ihre blauen Augen blickten mit einer unendlichen Verachtung auf den Vater, der schon wieder auf sie loswollte.

„Weiter kannste ja auch nichts!“ sagte sie dann und kämpfte tapfer das Zuden ihrer blutenden Lippen nieder.

„Wat willstje!“ Er kam nochmals auf sie los.

Da kreischte sie auf. Nebenam im Schlafzimmer weinten die beiden Kinder laut . . . Und dann, wie er von neuem nach ihren Haaren greifen wollte, stieß Ella nach ihm mit dem Fuß und kratzte mit ihren scharfen Nägeln in sein Gesicht, daß er ganz verduyt über diese unvermutete Abwehr von ihr abließ.

Ella heulte. Und plötzlich fand sie auch Worte für ihre Empörung, die sie, obwohl die Mutter sie umfaßte und aus dem Zimmer bringen wollte, dem Vater förmlich ins Gesicht spie.

„Du wißt Dich beklagen, daß wir zu lange wechseleiben, Du . . . Du? . . . der jeden Abend bis in de späte Nacht wech is und rumschumpft und besoffen nach Hause kommt auf seine ollen Tagell! Du wißt mich schlagen?! . . . Paff! doch auf auf Deine Kinder! Un jeh' nich jeden Abend in de Kneipe, 's Feld dabringen! . . . Warum haben wa denn alle schon in't Geschäft jemukt, wo wa noch, kaum injesegnet waren? Weil Du immer Dein halbes Lohn besoffen hast! jawoll, besoffen! . . .“

Der Alte, den dieser Widerstand seiner Tochter zuerst um seine Fassung gebracht hatte, kam jetzt, den breiten Brust-

fasten seines kurzen, gedrunghenen Körpers vorredend, mit geballten Fäusten von neuem auf sie zu.

„Karnalljel“ sagte er bloß, „Karnalljel!“

Sie aber hielt den tüdlichen Blick dieser Augen, die eng zusammenstanden, in dem flachen, von einem braunen Bart umrahmten Gesicht mutig aus, und erst als er sie abermals und jetzt am Arm packte, schrie sie laut auf.

Er aber stieß sie aus dem Zimmer, den Korridor entlang, riß die Entree auf und warf das Mädchen hinaus auf die finstere Treppe, die es ohne den instinktiv schützenden Griff nach dem Geländer hinabgestürzt wäre.

„Dal... dal“ brüllte er, „da kannst du bleiben! Wo Du hinkehrst!... auf de Straßel...“

Geraume Zeit stand Ella bekümbt und ratlos auf dem Treppenschlur. Dann schlich sie leise wimmernd hinab. Alles tat ihr weh im Körper, sie hätte sich am liebsten hier auf das kalte, harte Holz gelegt und wäre nicht wieder aufgestanden. Aber jetzt, nachdem alles vorbei war, jetzt erst überkam sie die Furcht: er konnte ihr ja nachkommen, der Alte, und sie wieder an den Haaren packen...

„Huhuhu...“

Da öffnete sich in der untern Etage die Tür: die Nachbarn!... O, die hatten sicher alles gehört! Nein! hier konnte sie nicht bleiben und wollte auch nie wieder hierher kommen!

Ihre Schmerzen verbeißend ging sie langsam weiter, die Treppen hinunter und schloß unten das Haustor auf...

Da, entsetzt prallte sie zurück in die dunkle Loreinfahrt, da draußen hielt noch immer das Automobil des Rechtsanwalts.

Indem öffnete sich auch schon die Tür des Coupés und Martin Zander sprang heraus. Er kam gerade noch zurecht, um Ella am Zuschlagen des Haustores zu hindern.

„Aber ich bitte Sie, mein liebes Fräulein, ist denn das der Moment, um sich zu zieren und eine ganz falsche Scham zu zeigen... Ich habe den ganzen Verlauf der Szene mit angehört durch das Fenster, das Ihr liebenswürdiger Herr Vater noch extra aufgemacht hat... Und ich bitte Sie, mir nicht böse zu sein: aber das kann ich Ihnen sagen, ich hatte meinen Chauffeur schon angewiesen, nach der nächsten Polizeiwache zu fahren, um Hilfe für Sie zu holen gegen diese brutalen Mißhandlungen!“

(Fortsetzung folgt.)

Getroffen!

Von Blasco Ibañez

Autorisierte Uebersetzung aus dem Spanischen von Julio Broutá.

Als Sento am Morgen die Türe seiner Strohhütte öffnete, fiel sein Blick auf einen zusammengerollten Bettel, der im Schlüsselloch lag.

Er entfaltete das Papier und las. Keine Unterschrift. Man forderte ihn auf, in dem gegenüber dem Wohnhause gelegenen Badofen die Summe von vierzig Duros zu deponieren. Sonst werde ihm etwas Schlimmes passieren.

Jene Banditen waren der Schrecken der ganzen Gemarkung, der gesamten Guerta von Valencia. Berüchtete es einer, den Anforderungen nicht nachzukommen, so fand er eines Tages seinen Acker verwüstet, seine Ernte vernichtet, und er konnte sich außerdem darauf gefaßt machen, daß ihm mitten in der Nacht der rote Hahn aufs Dach gesetzt wurde.

Gafarrs, der letzte und handfesteste Bursche der Gegend, hatte geschworen, die Verbrecher zu entdecken, und brachte seine Rächte auf der Lauer im Nöbriest zu, mit geladener Büchse im Anschlag. Und was geschah? Eines Morgens fand man in einem Graben seine Leiche mit zerschmettertem Hirnschädel und durch Messerstücke durchlöcherter Bauch. Man erfuhr nie, wer's getan.

Sogar die Zeitungen in Valencia erzählten von den Zuständen in der Guerta, wo bei Anbruch der Nacht die Leute ihre Türen verammeln und in ihrem selbstflüchtigen Schrecken sich wenig um den Nachbarn kümmern. Was den Alkalden, Genatter Antonio, betraf, so fluchte und schalt er wie ein Heide jedesmal, wenn die Obrigkeit, die vor ihm, dem Wahlmacher, einigen Respekt hatte, ihm die Angelegenheit zu Gemüte führte, und beienerte er mit Pathos, daß er und sein Bruder, der Aguacil Sigro, Mannes genug seien, um den verruchten Bösewichten das Handwerk zu legen.

Trotzdem fiel es Sento nicht im entferntesten ein, seine Zuflucht zum Alkalden zu nehmen. Wozu auch? Um hohle Plunkereien zu hören?

Fest stand nur, daß man von ihm vierzig Duros verlangte, und wenn er sie nicht in den Badofen legte, werde man ihm

sein Häuslein in Brand stecken. Daß Gott erbarm! Sein nettes, schmales Häuslein mit den blaugetünchten Fenster-rahmen und schimmerndweißen Mauern, um die sich ein Weinstock und zwei Rosensträucher rankten! Vor dem Eingange standen zwei Reihen von Blumentöpfen mit Geranien und Fuchsin, auf denen die Tränen der Nacht wie Perlen glitzerten, während das Morgenrot das braune Strohdach mit einer frischen Vergoldung überzog. Den kleinen Garten hegte ein Nohrzahn ein, damit die Hüner das Gemüse nicht verwüsteten, und weiter ab, jenseits des alten Feigenbaumes, zu Anfang des anstehenden Feldes stand der aus Lehm und Ziegelsteinen gemauerte Badofen, niedrig und abgerundet wie ein Maulwurfshügel. Das war seine ganze Liegenhaft, das Nest, das seine Feuerstern enthielt, sein Weib, die drei Kinder, die zwei alten Ackerpferde, seine treuen Gefährten im täglichen Kampf ums Brot, und die weiß- und rotgefärbte Kuh, die jeden Tag zur Stadt ging, wo ihre Blöde die Schläfer weckte, und deren schwelendem Euter täglich für sechs Realen Milch entströmte. Wie viele Schweißtropfen waren in die Furchen gefallen, ehe es ihm gelungen war, die Handvoll Duros zusammenzubringen, die er in einem Topf unter dem Bett begraben aufbewahrte! Und nun kommen so Hundekerte und wollen das Geld haben! Na, das wär' mal schön! Donnerwetter, eher wolte er sich in Stücke reißen lassen! Er war ein friedfertiger Geselle, die ganze Guerta konnte es bezeugen. Er mischte sich nie in Kaufereien und im Wirtshaus sah man ihn selten. Sein einziger Ehrgeiz war, für sein Viehchen und die drei Buben zu arbeiten und zusammen zu sparen, aber wenn man ihn ausrauben wolte, werde er sich zu verteidigen wissen. Hölle und Teufel! In seinem friedfertigen Herzen entfesselte sich die Wut der arabischen Kaufleute, die sich von den Beduinen hauen und mit Hühnern treten lassen, aber zu Löwen werden, wenn jemand sich an ihrer Habe vergreift.

Der Tag verstrich und Sento mußte noch immer weder aus noch ein. Da begab er sich in seiner Not zum Bewohner der nächsten Strohhütte, einem alten Kerl, der zu nichts anderem mehr taugte, als zum Schneiden von Gras und Kraut auf den Ränften, von dem es jedoch hieß, daß er in seinen jungen Jahren mehr als einen unter die Erde gebracht. Von ihm wolte Sento Rat wissen.

Der Alte hörte ihm aufmerksam zu, während seine Augen auf die dicke Zigarette gebettet waren, die er in seinen schwieligen, mit grauen Schuppen bedeckten Händen zusammenrollte. Sento tat wohl daran, das Geld nicht herausgeben zu wollen. Auf der Landstraße sollen sie rauben wie herzhafte Männer und ihre Haut zu Markte tragen! Er war sechzig Jahre alt, aber man sollte ihm mit solchen Trostbrieffen kommen!... Kurz, war der Nachbar entschlossen, sein Gut zu verteidigen?

Die feste Ruhe des Alten wirkte ansteckend auf Sento, der sich jeglicher Handlung fähig fühlte, um das Brot seiner Kinder zu verteidigen.

Der Alte langte mit einer Feierlichkeit, als handle es sich um eine Reliquie, hinter der Tür das Zwiel des Hauses hervor, eine verrostete Büchse mit trichterförmig erweitertem Schmund, deren wurmförmigen Kolben er schmunzelnd streichelte.

Er selbst werde die Büchse laden, denn davon verstehe er etwas. Die zitternden Hände verjüngten sich förmlich dabei. Nur kein Pulver sparen! Eine ganze Handvoll tat er hinein. Ein alter Hansfried lieferte ihm die Propfen. Jetzt sechs bis sieben Wulfskugeln hinein, dann noch eine große Anzahl wider Schrotlöcher und Vogel- schrot zu Haus! und schließlich einen gut eingetriebenen Pfropfen.

An jenem Abend sagte Sento zu seiner Frau, er müsse die Nacht im Garten zubringen, weil heute die Bewässerungsanstalt offen zu halten seien. Sie glaubte ihm und ging mit ihren Kindern früh zu Bett.

Als er hinaus trat, schloß er die Haustür sorgfältig mit dem Schlüssel und sein Blick fiel auf den tapferen Alten, der, vom Mond bestrahlt, unterm Feigenbaum stand und die Büchse unterm Arm hielt.

Also aufgepaßt. Sento brauchte nur sich hinter den Zaun zu legen und von dort aus nach dem Badofen zu zielen. Sobald die Leute kämen und im Ofen nach dem Gelde tasteten, brauchte er nur loszudrücken. Es war so einfach wie nur etwas. Ein Kind könnte es tun.

Sento streckte sich, auf den Rat des Weisen, auf der Erde aus, zwischen zwei Geraniumsträuchern, im Schatten der Hütte. Die schwere Büchse ruhte auf dem Zaune, nach dem Badofen gerichtet. Es war unmöglich, nicht zu treffen. Nur die Gemütsruhe nicht verlieren, und rechtzeitig den Hahn zum Klappen bringen. Gute Nacht, Freund! Ihm gefielen diese Dinge sehr, aber er gehe nach Hause, denn er habe Entel und übrigens ist man am besten allein, um solche Angelegenheiten zu regeln. Der Alte entfernte sich, indem er vorsichtig umherguckte, wie die Leute es tun, die gewohnt sind, die Guerta zu durchstreifen, wo hinter jedem Strauch ein Feind lauert.

Sento fühlte sich furchtbar einsam und verlassen, als gäbe es in der ganzen weiten Gemarkung, über die der Abendwind säufelte, keine andere Wesen mehr als er und „jene“, die bald kommen würden. Gott wolte, daß sie nicht kämen! Die Büchse quiekte hie und da leise, wenn sie den Nohrzahn streifte. Was empfand wieder Sento? Kälte? Nein, Furcht. Himmel! Was würde der Alte sagen, wenn er ihn so zittern sähe. Sentos Füße berührten die Hütte, und bei dem Gedanken, daß hinter jener Mauer Viehchen und die Kleinen schliefen, ohne anderen Schutz als seine Hand, und daß sie bedroht seien,

ausgeraubt zu werden, ermaunte er sich wieder und spähte grimmig hinaus.

Die Luft erdrönte, als wenn weit, sehr weit von oben herab die Stimme eines Chorsängers hallte. Es war die Turmuhr des Miguelete in Valencia. Rem Uhr. Man hörte in der Ferne das Knarren eines Karrens. Die Hunde bellten in den Gehöften und das Quaken der Frösche im nahen Tümpel wechselte mit dem Plätschern der Wasserratten und den melancholischen Inlenrufen ab.

Sento zählte die Stunden ab, die vom Miguelete schlugen. Das war das einzige, was ihn noch hielt, denn die liegende Stellung und die Unbequemlichkeit tingen an, seine Glieder zu lähmen. Elf Uhr: Sie werden wohl nicht kommen. Gott hat ihnen ins Gewissen geredet.

Plötzlich schwiegen die Frösche. Den Pfad herunter kamen zwei dunkle Gestalten, die Sento zuerst für zwei große Hunde hielt. Sie richteten sich auf. Es waren Männer, die gebeugt, fast kriechend, sich vorwärtsbewegten.

„Da sind sie nun,“ murmelte er, und die Zähne klapperten ihm. Die zwei Männer sahen sich nach allen Seiten um, wie einen Hinterhalt befürchtend. Sie suchten den Rohrbusch ab. Darauf näherten sie sich der Tür des Häuschens, durch das Schlüsselloch hineinragend und zweimal kamen sie an Sento vorbei, ohne daß dieser sie erkennen konnte. Sie waren in ihre Mäntel gehüllt, aus denen von unten heraus Gesehrläufe hervorlugten.

Das erhöhte den Mut Sentos. Es waren wohl dieselben, die den Casarrs umgebracht. Er mußte also töten, wollte er sein Leben verteidigen.

Nun gingen sie zum Backofen. Der eine bückte sich und streckte die Hand hinein. Er hatte sich gerade in den Schuß gelegt. Sento brauchte nur Loszudrücken. Aber nein! Wenn er jetzt schieße, bliebe der andere unverfehrt.

Der arme Sento zitterte wieder am ganzen Leib und die Angst trieb ihm einen kalten Schweiß aus. Wenn er den einen tötete, das lag doch auf der Hand, dann werde er unbewaffnet dem andern preisgegeben sein. Ließ er sie beide entweichen, so würden sie sich rächen, indem sie sein Haus in Brand steckten.

Indessen wurde der, der absteits stand, ungeduldig und näherte sich, um seinem Genossen beim Suchen beihilflich zu sein. Die beiden bildeten eine dunkle Masse, die die Öffnung des Ofens verdeckte. Die Gelegenheit war so günstig wie möglich. Mut, Sento, drück' los!

Ein furchtbarer Knall erschütterte die ganze Huerta, einen Sturm von Geschrei und Gebell entfesselnd. Sento sah einen Fächer von Funken, er fühlte Brennen im Gesicht, die Wäsche entfuhr seinen Händen und er besah sie sich, um sich zu vergewissern, daß sie nicht in Fetzen gefahren waren. Sicherlich war die alte Wäsche geplagt.

Vorn Ofen sah er nichts; die Räuber hatten wohl die Flucht ergriffen. Sento wollte ein Gleiches tun, als die Tür der Hütte sich öffnete, und Lieschen im Unterrock, mit einem Delleuchter in der Hand, erschien. Der Knall hatte sie aus dem Schlaf aufgeschreckt und sie spähte ängstlich umher, nach ihrem Mann rufend.

Der rote, flackernde Schein der Lampe reichte bis an den Backofen. Hier lagen zwei Männer auf der Erde, einer über dem anderen, wie aneinandergekettert.

Sento hatte gut getroffen. Die alte Wäsche hatte ihre Schuldigkeit getan.

Als er und seine Frau den Leichen ins Gesicht leuchteten, stießen sie einen Schrei der Verwunderung aus.

Es war Antonio, der Allalde (Dorfvorsteher) und Sigro, sein treuer Aguacil (Schreiber).

Die Huerta konnte nunmehr ruhig schlafen, da sie ihre Behörden verloren hatte!

Aus dem Leben Enterbter.

Eine angenehme Lektüre bieten Aufzeichnungen aus dem proletarischen Glendasein gerade nicht. Wer sich durch das Lesen von Büchern kurzweil verschaffen oder Erheiterung der Sinne finden will, wird bei diesem Genre schwerlich auf seine Rechnung kommen. Ja, und hoffte er gar auf Befriedigung künstlerischer Genüsse, so wird er meistens eine große Enttäuschung davontragen; denn von rein schöpferischer Art ist da sehr wenig zu veripären. Es sind nichts als Abschriften, Wiederpiegelungen menschlicher Lebensläufe oder Abschnitte, Episoden daraus. Es ist purste Nacktheit, genau nachkontrollierbare Wahrheit, krafftester Naturalismus oft von niederschmetternder Brutalität, zuweilen von einem heiterlächelnden Sonnenstrahl durchzogen, meistens voll erschütternder Wirkung, die selten das Gefühl beflügelnder Befreiung aufkommen läßt. Der ästhetische Wert ist nicht hoch zu bemessen. Ueberall wiegt das Stoffliche vor; und dies ist düster und einformig wie das proletarische Leben selber. Es ist wie in der Musik: die Melodie bleibt dieselbe, ob sie unzählige Male anders variiert wird. So erscheint auch jedes derartige Buch nur als eine Variation desselben Themas. Unumstößlich bleibt einzig die dokumentarische Darstellung der Wahrheit. Ob sie den Leser auch für ihre Bitterkeit und Magerkeit zu entschädigen vermag, das steht dahin.

Anders verhält es sich, wenn wir solche Dokumente nach ihrem menschlichen Werte befragen. Jedes kann uns eine völlige Erkenntnis des sozialen und ethischen Kampflebens dieser Zeit erschließen, kann im höchsten Grade erzählerisch wirken. Von diesem

Standpunkt sind dann 'zunächst zwei Bücher: „Erinnerungen eines Waisenknaben“ und „Ich suche meine Mutter“ (beide im Verlage von Ernst Reinhardt in München erschienen) sehr beachtenswert. Sie bilden eine Fortsetzung der Sammlung: „Lebensschicksale in Selbstschilderungen Ungenannter“, die durch die „Jugendgeschichte einer Arbeiterin“ jüngst mit berechtigtem Aufsehen eröffnet wurde. Beide sind wieder Selbstschilderungen auf österreichischem Boden. Die ungenannten proletarischen Verfasser erzählen das traurige Los ihrer in Waisenhäusern und bei „Pflegeeltern“ verbrachten Knabenjahre, darüber hinaus auch das Hezleben des Heimatlosen. Der eine hatte, als er ins Waisenhaus kam, doch wenigstens noch die Mutter nebst einem Schwesterchen; der andere war — ein Findelkind. Er wußte weder, wer sein Vater, noch wer seine Mutter gewesen. Der Umstand, daß er bis zum vollendeten 14. Jahre „eingezählt“ war, läßt darauf schließen, daß die unbekannteten Eltern den „besten“ Ständen angehört und wohlhabend sein mußten. Die Phantasia des Knaben wird durch mysteriöse Andeutungen der Pflegeeltern, die als seine Hebamme ihm auch ihren Namen verliehen, mit märchenhaften Vorstellungen genährt. Jugendeindrücke sind stets die heftigsten: — sie bleiben unverloren. Was Wunder also, wenn der Knabe emsig nach seiner Mutter Namen und Herkunft forcht; wenn der Jüngling sogar einmal, um vielleicht im Kirchenbuch das ihm verschlossene Geheimnis zu entdecken, sich in der Sakristei verbitzt, den Sarrant erbricht — bis er bei seinem Vorhaben allzu frühzeitig gestört und verschüchert wird; wenn selbst der zum Mann herangereifte verchiedene Länder als Handwerksbursche durchwandert, in der Hoffnung, doch einmal zufällig seiner unbekannteten Mutter zu begegnen? Es liegt etwas Ergreifendes in dieser Muttersuche — weil diese Suche ohne Ergebnis bleibt. Schließlich stirbt die einzige Frau, die um das Geheimnis seiner Abstammung gewußt hat: die Oberhebamme in Wien. „Dann aber ein mytheriöser Beiauch. Eines Tages erschien in meiner Abwesenheit bei meiner Frau eine tiefverschleierte schwarze Dame und erkundigte sich angelegentlich nach meinen Verhältnissen. Sollte sie meine Mutter gewesen sein?“ Jahre sind seitdem vergangen. Inzwischen hat sich der Elternlose in Argentinien angesiedelt und dort eine Heimat gefunden. Ob aber auf Lebenszeit? Noch weiß er's nicht gewiß. Vielleicht padt ihn eines Tages wieder das alte Fieber. Dann wandert er weiter, um seine Mutter zu suchen — die wohl längst im Grabe modert. . . . Den liebeleeren Jahren im Waisenhaus oder bei verschiedenen „Pflegeeltern“ bis zu dem Tage, wo die Heimatgemeinde jedweder weiteren Objsorge für den Knaben enthoßen ist, reihen sich bitterböse Zeiten an als Lehrbube, Aushelfer, Gelegenheitsarbeiter, heute hier, morgen da, kurz das erbärmliche Hungerdasein eines Heimlosen, um den sich keine Seele kümmert, den jeder wie einen Hund herumspöht, ausnützt und ihn dann seinem Schicksal überläßt. Nur der jedem Menschen innewohnende Glaube, er sei zu etwas Besserem geboren, verhindert auch diese Aermsten aller Armen vor einem Versinken im Pfuhl der Schande — es sei denn, die Polizei i hebt sie hinein.

Aber da werden derartige Aufzeichnungen zu furchtbaren Nüchtern und Anklägern, wie z. B. das Buch: „Sechs Monate Arbeitshaus“ (Berlin, Hermann Seemann Nachf.), worin Ernst Schuchardt, ein Thüringer Arbeiter, seine Erlebnisse niedergelegt hat. Hans Ostwald als Herausgeber nennt es ein Dokument, das wegen seiner „geradezu erschreckenden Echtheit den Leser auf die Folter spannt. Schuchardts Schilderungen lesen sich wie atemberaubende Berichte eines Menschen, der im Fegfeuer schmachtete, der die Schauer erregenden Vorgefühle der Höllequalen auf seine Zuhörer übertragen kann — und muß, weil seine Phantasia, sein Traumleben mit ihnen überfüllt ist. . . .“

Mosch Staat erfüllt sich seine Opfer mit Vorliebe aus den Reihen der Enterbten. Werden sie durch Arbeitslosigkeit, Hunger und Obdachlosigkeit auf die Landstraße getrieben, so überliefert er sie den Gefängnissen und Korrigendenhäusern oder wenn sie sozialistischer Gesinnung verdächtig sind, wohl gar dem Zuchthaus, allwo sie mit jedem gemeinen Verbrecher die gleiche Pein erleiden müssen.

Sepp Dexter, ein bekannter Anarchist, hat für seine politische Ueberzeugung schwer genug gekämpft, indem er beinahe neun Jahre lang im Zuchthaus verbringen mußte. Es sind Lebenserinnerungen furchtbarster Art, die er nun in einem Buche unter dem Titel: „Acht Jahre Zuchthaus“ (Berlin, Verlag der „Tribüne“) zusammengefaßt hat. Ein wohlbiidisciplinierter scharfsichtiger Denker und unbeugbarer Kämpfer für seine Ideale hält hier öffentlich Abrechnung mit einer Strafrechtspflege und einem Strafvollzuge, die beide — nach seiner aus einer langen Strafzeit gewonnenen Erkenntnis — weder „mit den einfachsten Forderungen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit“, noch mit „der Vernunft und Zweckmäßigkeit im Einklang stehen“ und weit mehr „Verderben anrichten“, als „die summierten Verbrechen der Einzelnen“. Die preußische Justiz hat in dem Verfasser einen ihrer unerbittlichsten Ankläger gefunden; und wenn sie vom Stuhl des Staatsanwalts oder Richters herniedersteigen wollte, um lehrbegierig ihr eigenes Konterfei im Spiegel dieser keineswegs von Groll oder Haß erfüllten Erörterungen zu betrachten, so könnte sie sehr viel Nützliches und Heilames daraus lernen. Aber auch der Sozial-Psychologe, Politiker, Jurist und vor allem das Laienpublikum könnten aus dem Buche Sepp Dexters so manche Aufschlüsse empfangen. Es ist ein Buch voll Gewitterladung, gewiß, aber von lustreinigender Wirkung.

Schließlich registriere ich den sozialen Roman „Abreßens Freiber“ (Leipzig-Gohlis, Bruno Wolgers Verlag), worin sein Verfasser Wilhelm Sternbauer, ein Münchener Parteigenosse, Herzhaft, obwohl mit unzureichender künstlerischer Erfindung, ein neues Stoffgebiet aufgreift; und: „Das Heiderösschen“ (Berlin bei Kurt Benekendorff), ein allzu romantisches Buchdrama von Richard Rodrian, einem trotz aller Unausgegorenheit zweifellos dichterisch begabten Berliner Arbeiter. E. K.

Kleines feuilleton.

Wie soll man eine Taschenuhr behandeln? Das Publikum ist von jeher geneigt gewesen, dem Uhrmacher in ähnlicher Weise zu misstrauen wie dem Apotheker. Es sieht in Weiden Leute, die sich für eine geringe oder gar keine Leistung viel bezahlen lassen. So kann man immer von neuem hören, daß man seine Uhr nur in Benzol zu legen, zu schütteln und trocknen zu lassen braucht, um sie wieder sauber zu bekommen. Ganz Schlaue raten dann noch, die so behandelte Uhr in Öl zu tauchen und den Ueberbeschuß abzulassen zu lassen. Wieder andere haben herausgefunden, daß eine Uhr vom vielen Gehen müde wird wie ein Mensch. Man braucht sie nur ein paar Wochen oder Monate „ausruhen“ zu lassen, dann geht sie wieder „wie geschmiert“. Der Laie, der die Tätigkeit des Uhrmachers so gering einschätzt, hat von der Komplexiertheit der Uhr, von der Parteilichkeit der Teile, besonders bei einer Taschenuhr, von der unvermeidlich eintretenden Abnutzung und von der sachgemäßen Behandlung oft keine Ahnung.

Dem Uhrmacher ist keineswegs etwas daran gelegen, daß eine Uhr ihm immer wieder zur Reinigung gebracht wird. Er sucht den Kunden Uhren zu verkaufen, die mit einem recht dicht schließenden Gehäuse versehen sind und rät ihm, besonders dem Arbeiter, von Uhren mit Springdeckeln und dünnen Gehäusen ab, da sie in kürzester Frist immer wieder unrein werden. Von der unglaublichen Zündigkeit des Staubes, der immer wieder seinen Weg in das Uhrwerk findet und es schließlich zum Stillstand bringt, hat der Laie selten eine Vorstellung. Er sieht ohne weiteres ein, daß alle Maschinen immer wieder nachgesehen und frisch geölt werden müssen, wenn sie ihren Dienst verrichten sollen. Eine Taschenuhr aber, die eine ungleich feinere, ungleich genauere Arbeit verrichtet, soll darüber erhaben sein.

Wer seine Uhr gründlich verderben will, der braucht sie nur mit Benzol zu behandeln. Er muß dann doch zum Uhrmacher und hat mehr Kosten zu tragen als zuvor. Das Gleiche gilt für den, der die stehende geliebte Uhr öffnet und mit einer Nadelspitze die Spiralfeder oder Anruh zu neuen Leistungen anfeuern will, etwa wie man ein hochiges Pferd mit der Peitsche behandelt. Wer Reparaturen nach Möglichkeit ersparen will, muß seine Uhr mit großer Rücksichtnahme behandeln, die ihrem zartbesaiteten „Organismus“ entspricht. Die Westentasche, in der die Uhr getragen wird, darf niemals andere Gegenstände beherbergen. Sie ist von Zeit zu Zeit nach außen zu kehren und gut abzubürsten. Der Arbeiter tut außerdem gut, eine Schutzkapsel zu tragen, um die Uhr vor Druck und Stoß zu sichern. Das Aufziehen wird zu einer bestimmten Stunde vorgenommen, nachdem man sich vorher die Hände gewaschen hat, wenn sie etwa von der Arbeit staubbedeckt sind. Um der Uhr eine möglichst gleichmäßige Temperatur zu sichern, legt man sie nicht nachts auf eine kalte Platte, sondern läßt sie lieber in der Westentasche, indem man die Weste über den Stuhl hängt. Die Uhr geht dann auch gleichmäßiger, weil sie Tag und Nacht die gleiche senkrechte Lage behält. Das Öffnen einer Uhr ist zu vermeiden. Bei diesem Verfahren kommen auf eine fast unerklärliche Weise Tabak, Zigarrenasche, Schnurrbartspitzen und ähnliche Dinge in die Uhr, wie jeder Uhrmacher täglich feststellen kann. Merkt man, daß die Uhr beginnt, bisweilen stehen zu bleiben, und sind seit der letzten Reinigung etwa zwei bis drei Jahre verfloßen, so muß man eben zu einem vertrauenswerten Uhrmacher gehen. Wie in allen Berufen, so gibt es auch bei den Uhrmachern gute und schlechte. Die ihre Leistungen zu den billigsten Preisen ausrufen, sind gleichwohl nicht die besten. Es ist nicht damit getan, die Uhr auseinanderzunehmen, sie in Benzol zu legen und wieder zusammenzusetzen. Jedes Rad und jeder Trieb muß für sich gesäubert werden, dabei muß jeder Teil auf etwaige Abnutzungsfehler nachgesehen und entsprechend behandelt werden. Die größte Sorgfalt erfordern die eigentlichen Gangteile der Uhr, von deren richtiger Lage und Funktion die Leistung der Uhr abhängt. Kleine Reparaturen sind dabei immer notwendig, die der Uhrmacher, wenn irgend möglich, dem Kunden gegenüber gar nicht erst erwähnt, weil er daran schon gewöhnt ist. Sind größere Reparaturen nötig, so wird der Uhrmacher dem Kunden auf seinen Wunsch immer gern durch Wort und Zeichnung zu erläutern suchen, worum es sich eigentlich handelt. Ueberhaupt ist der Uhrmacher von heute kein Geheimnisträger. Ihm ist ein Kunde, der den Mechanismus einer Uhr einigermaßen begreift, viel lieber als der Unwissende, denn jenem kann er die Erklärungen der Abnutzung und ähnliche Dinge viel leichter verständlich machen als diesem. Und ein tüchtiger Uhrmacher verlangt für seine gute Arbeit zwar eine angemessene Bezahlung, aber er führt sie auch so aus, daß die Uhr dann recht lange zur Zufriedenheit des Kunden ihre Dienste tut. Eine Uhr, die immer wieder zurückgebracht

werden muß, macht dem Uhrmacher noch mehr Unannehmlichkeiten als dem Kunden. Beide verbindet eines der wichtigsten, wenn nicht das wichtigste Kulturinstrument der Neuzeit.

Wie lange wird der Eisenvorrat der Erde reichen? Obgleich man noch längst nicht genau weiß, wie lange das Menschengeschlecht auf der Erde lebt, und noch weniger natürlich, wie lange es noch bestehen wird, könnte man meinen, daß sich bei ihm gewisse Alterserscheinungen bemerkbar machen. Dazu würde dann auch die Sorge darum zu rechnen sein, wie lange die Vorräte an nützlichen Stoffen in der Erde noch ausreichen werden. Die zunehmende Erschöpfung der Kohlenlager macht manchen Leuten schon jetzt arge Kopfschmerzen, obwohl sie noch eine ganze Weile vorhalten werden, und nun wittert man gar auch schon die Gefahr eines Erliegens der Eisenbergwerke. Diese Angstmeyerei könnte wohl mit gutem Recht zur Nichtbeachtung verurteilt werden, aber es kann andererseits nichts schaden, wenn man den Versuch macht, eine Uebersicht über die Eisenvorräte in den Kulturländern der Erde zu gewinnen. Die Gesamtmenge der bekannten bearbeitungsfähigen Eisenerze ist etwa auf 8 Milliarden Tonnen geschätzt worden, wovon auf Deutschland allein 2,2 Milliarden entfallen würden. Rußland und Frankreich verfügen über je 1 1/2 Milliarden, die Vereinigten Staaten über 1,1 Milliarde, Schweden über 1 Milliarde, Spanien über 1/2 und England über 1/4 Milliarde. Der Abbau dieser Lagerstätten ist im Laufe des letzten Jahrhunderts gewaltig gestiegen. Im Jahre 1800 betrug er weniger als 2 Millionen Tonnen, im Jahre 1858 noch nicht 11 Millionen Tonnen und am Anfang des 20. Jahrhunderts beinahe 85 Millionen Tonnen. Bei einer weiteren jährlichen Förderung von 100 bis 150 Millionen Tonnen Eisenerz würde danach in der Tat zu befürchten stehen, daß der Eisenvorrat schon vor Ende des zwanzigsten Jahrhunderts erschöpft wäre. Dem ist aber, wie die Wochenschrift „Englisch Mechanik“ bemerkt, entgegenzusetzen, daß bei der Statistik nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der Erde in Rücksicht gezogen ist, und daß außerdem bisher nur besonders ergiebige Lagerstätten abgebaut werden.

Völkerrunde.

Den Zusammenhang zwischen Geschlechtsverkehr und Empfangnis erkennt zu haben, ist eine verhältnismäßig noch nicht weit zurückliegende Errungenschaft des menschlichen Geistes, wie F. v. Reichenstein in der Zeitschrift für Ethnologie des näheren ausführt. Es hat einmal für die ganze Menschheit eine Zeit gegeben, in der man die Ursache der Schwangerschaft nicht im Weislaß sah. Ja, es gibt heute noch, wie bekannte Australiensforscher, z. B. Roth, Spencer-Gillen, Strehlow u. a. nachgewiesen haben, eine ganze Anzahl australischer Stämme, denen dieser Zusammenhang unbekannt ist. Das Gegenteil wäre auch schließlich das am wenigsten Selbstverständliche, denn es liegt nicht in der Denkweise des primitiven Menschen, zwei so weit auseinanderliegende Vorgänge kausal zusammenzubringen; eher tut er das mit zufällig zu gleicher Zeit Geschehenem. Für den primitiven Menschen bedeutet der Geschlechtsverkehr lediglich eine angenehme Beschäftigung. Die Schwangerschaft wird verursacht durch einen Dämon, einen Ahnengeist, der sich in der Mutter wieder verkörpert, gemissermaßen eine Inkarnation. Bei den Australiern ist es ein Pflanzgeist, der aus ganz bestimmten Bäumen hervorkommt und in das Weib einfährt. Ähnliche Anschauungen, die sich vor allem in mancherlei Zauber erhalten haben, durch die der Dämon herbeigelockt und das Weib fruchtbar gemacht werden soll, sind bei den mexikanischen und den verschiedensten indogermanischen Völkern nachgewiesen worden. Vor allem erklärt sich dadurch die jungfräuliche Geburt, die „unbefleckte Empfangnis“, die sich in wissenschaftlichen Kreisen bis an die Schwelle der Neuzeit, in der katholischen Kirche als Dogma bis heute erhalten hat, wonach besonders bei Göttern und Selben die Mutter ohne Zutun eines Mannes, nur dadurch, daß ein übernatürlicher Geist sich in ihr inkarnierte, schwanger wurde. Diese Geister wohnten in besonderen Reichen; als ihr Aufenthaltsort gilt noch heute im Volk der Wald, ein See, ein Sumpf oder ein Brunnen. Daher die Sage von dem Brunnen, aus dem der Storch die kleinen Kinder bringt, eine Sage, die übrigens vorkor aber seit der „Aufklärungszeit“ üblichen, auf einer falschen Moral beruhenden Erziehungsmethode dazu benutzt wurde, die Kinder von sexuellen Vorgängen abzulenken.

Diese ursprüngliche Ansicht erlitt erst eine Aenderung im Anschluß an ökonomische Umgestaltungen, an die allmähliche Entwicklung des Privatbesitzes und die damit in Verbindung stehende engere Aneinanderkettung von Mann und Frau; wogu sehr wahrscheinlich noch Beobachtungen traten, die man an den ersten Haustieren bald machen mußte. Mehr oder weniger schnell kam man so zu der Entdeckung, daß eine Befruchtung ohne Geschlechtsverkehr im allgemeinen nicht stattfinden kann, daß der Weislaß wenigstens einen Teil der Vorgänge umfaßt, wenn auch die Hauptrolle dabei immer noch der übernatürlichen Welt zugeschrieben wird. Dafür finden sich in allen religiösen Hochzeitszeremonien bis herauf zu den christlichen Belege in Fülle. Die heutige, auf naturwissenschaftlicher Grundlage ruhende Ansicht, vermochte sich erst zu entwickeln, als der Holländer Swammerdam, der im Jahre 1685 starb, mit Hilfe des damals erfundenen Mikroskops die Art der Befruchtung entdeckte und sich von da aus die embryologische Wissenschaft weiterbilden konnte.